

# *Der Große Marsch*

Sechster Teil  
aus

**Milan Kundera**

*Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*

Roman

## I.

Erst im Jahre 1980 erfuhr man aus der Sunday Times, wie Stalins Sohn Iakov gestorben war. Er war im Zweiten Weltkrieg als Gefangener zusammen mit englischen Offizieren in einem deutschen Lager interniert. Sie hatten eine gemeinsame Latrine. Stalins Sohn hinterließ sie immer verschmutzt. Den Engländern gefiel es nicht, sich eine mit Scheiße verschmierte Latrine ansehen zu müssen, auch wenn es sich um die Scheiße des Sohnes des damals mächtigsten Mannes der Welt handelte. Sie machten ihm Vorwürfe. Er war beleidigt. Sie wiederholten ihre Vorwürfe immer wieder und zwangen ihn, die Latrine zu reinigen. Er wurde wütend, stritt und prügelte sich mit ihnen. Schließlich bat er den Lagerleiter um eine Audienz. Er wollte, daß dieser ihren Streit schlichtete. Der hochnäsige Deutsche weigerte sich jedoch, über Scheiße zu sprechen. Stalins Sohn konnte diese Erniedrigung nicht ertragen. Wilde russische Flüche zum Himmel schreiend rannte er gegen die elektrisch geladenen Drähte, die das Lager umzäunten. Er stürzte sich in das Stacheldrahtgeflecht. Sein Körper, der nie mehr den Engländern die Latrinen verschmutzen würde, blieb darin hängen.

## 2.

Stalins Sohn hat es nicht leicht gehabt. Sein Vater hatte ihn mit einer Frau gezeugt, die er allem Anschein nach später erschießen ließ. So war der junge Stalin also Gottes Sohn (weil sein Vater wie Gott verehrt wurde) und zugleich von diesem verdammt. Die Leute fürchteten ihn doppelt: er konnte ihnen durch seine Macht schaden (er war trotz allem Stalins Sohn), aber auch durch seine Gunst (der Vater konnte den Freund an Stelle des verdamnten Sohnes bestrafen).

Verdammung und Privileg, Glück und Unglück: niemand hat am eigenen Leib stärker gefühlt, wie auswechselbar diese Gegensätze sind und was für ein kleiner Schritt zwischen den beiden Polen der menschlichen Existenz liegt.

Gleich zu Beginn des Krieges wurde er von den Deutschen gefangen genommen, und andere Gefangene, Angehörige eines Volkes, das ihm in seiner unverständlichen Verslossenheit immer von Grund auf unsympathisch gewesen war, beschuldigten ihn, schmutzig zu sein. Er, der auf seinen Schultern das erhabenste aller denkbaren Dramen trug (war er doch Gottes Sohn und zugleich ein gefallener Engel), sollte sich nun verurteilen lassen? Und nicht etwa für würdige (Gott und die Engel betreffende) Dinge, sondern wegen Scheiße? Liegt denn das erhabenste aller Dramen in so schwindelerregender Nähe des Niedrigsten?

Schwindelerregende Nähe? Kann Nähe denn Schwindel hervorrufen?

Ja. Wenn Nordpol und Südpol sich so nahe kommen, daß sie sich berühren, wird die Erde verschwinden und der Mensch sich in einer Leere befinden, die ihn schwindeln macht und zum Fallen verführt.

Wenn Verdammung und Privileg ein und dasselbe sind, wenn es keinen Unterschied zwischen dem Erhabenen und dem Niedrigen gibt, wenn der Sohn Gottes wegen Scheiße verurteilt werden kann, dann verliert die menschliche Existenz ihre Dimensionen und wird unerträglich leicht. Stalins Sohn rennt gegen die elektrisch geladenen Drähte, um seinen Körper darauf zu werfen wie auf eine Waagschale, die kläglich in die Höhe steigt, emporgehoben durch die unendliche Leichtigkeit einer Welt, die ihre Dimensionen verloren hat.

Stalins Sohn hat sein Leben für Scheiße hingegeben. Ein Tod für Scheiße ist aber kein sinnloser Tod. Die Deutschen, die ihr Leben geopfert haben, um ihr Reich weiter nach Osten auszudehnen, die Russen, die gestorben sind, damit die Macht ihres Vaterlandes weiter nach Westen reicht, ja, sie alle sind für eine Dummheit gestorben, und ihr Tod war sinnlos, ohne allgemeine Bedeutung. Im Gegensatz dazu war der Tod von Stalins Sohn inmitten der universellen Dummheit des Krieges der einzige metaphysische Tod.

### 3.

Als ich klein war und mir das für Kinder nacherzählte Alte Testament anschaute, das mit Radierungen von Gustave Doré illustriert war, sah ich den lieben Gott auf einer Wolke sitzen. Er war ein alter Mann, hatte Augen, eine Nase und einen langen Bart, und ich sagte mir, wenn er einen Mund hat, muß er auch essen. Und wenn er ißt, muß er auch Därme haben. Dieser Gedanke jedoch hat mich erschreckt, denn ich fühlte, obwohl ich aus einer eher ungläubigen Familie stammte, daß die Vorstellung von göttlichen Därmen Blasphemie ist.

Ohne jegliche theologische Vorbildung habe ich schon als Kind ganz spontan die Unvereinbarkeit von Scheiße und Gott begriffen und folglich auch die Fragwürdigkeit der Grundthese christlicher Anthropologie, nach der der Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen wurde. Entweder oder: entweder wurde der Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen und dann hat Gott Därme, oder aber Gott hat keine Därme und der Mensch gleicht ihm nicht.

Die alten Gnostiker haben das genauso klar gesehen wie ich mit meinen fünf Jahren: um dieses verzwickte Problem endgültig zu lösen, hat Valentin, ein großer Meister der Gnosis im zweiten Jahrhundert, behauptet: »Jesus hat gegessen und getrunken, nicht aber defäkiert.«

Die Scheiße ist ein schwierigeres theologisches Problem als das Böse. Gott hat dem Menschen die Freiheit gegeben, und so kann man annehmen, daß er nicht für die Verbrechen der Menschheit verantwortlich ist. Doch die Verantwortung für die Scheiße trägt einzig und allein derjenige, der den Menschen geschaffen hat.

### 4.

Der heilige Hieronymus hat im vierten Jahrhundert entschieden den Gedanken verworfen, Adam und Eva könnten im Paradies miteinander geschlafen haben. Johannes Scottus Eriugena, ein bedeutender Theologe des neunten Jahrhunderts, ließ diese Idee hingegen gelten.

Er stellte sich aber vor, daß Adam sein Glied aufrichten konnte, wie man einen Arm oder ein Bein hebt, also wann immer er wollte und wie er wollte. Man sollte hinter dieser Vorstellung jedoch nicht den ewigen Traum des Mannes suchen, der vom Gedanken an die drohende Impotenz besessen ist. Der Gedanke von Scottus Eriugena hat eine andere Bedeutung. Wenn das männliche Glied sich einfach auf Befehl des Gehirns aufrichten kann, so bedeutet dies, daß die Erregung überflüssigerweise existiert. Das Glied richtet sich nicht auf, weil man erregt ist, sondern weil man es ihm befiehlt. Was diesem großen Theologen mit dem Paradies unvereinbar schien, war also nicht der Koitus und die damit verbundene Wollust. Unvereinbar mit dem Paradies war die Erregung. Merken wir es uns gut: im Paradies existierte die Wollust, nicht aber die Erregung.

In der Betrachtung des Scottus Eriugena kann man den Schlüssel zu einer Art theologischer Rechtfertigung (anders gesagt, zu einer Theodizee) der Scheiße finden. Solange der Mensch im Paradies sein durfte, defäkierte er nicht (ähnlich wie Jesus Christus in Valentins Vorstellungen) oder (was wahrscheinlicher ist) die Scheiße wurde nicht als etwas Widerwärtiges angesehen. In dem Moment, da Gott den Menschen aus dem Paradies vertrieb, gab er ihm zu verstehen, wie ekelhaft er war. Der Mensch begann, das, wofür er sich schämte, zu verstecken, und in dem Moment, als er den Schleier lüftete, wurde er von einem grellen Licht geblendet. So lernte er im Anschluß an den Ekel die Erregung kennen. Ohne die Scheiße (im wörtlichen wie im übertragenen Sinne) wäre die sexuelle Liebe nicht so, wie wir sie kennen: begleitet von Herzklopfen und Verblendung der Sinne.

Im dritten Teil dieses Romans habe ich erzählt, wie Sabina halbnackt und mit der Melone auf dem Kopf neben dem angekleideten Tomas steht. Damals habe ich aber etwas verschwiegen. Während sie sich im Spiegel ansah, verspürte sie eine Erregung, weil sie lächerlich gemacht wurde, und sie stellte sich vor, daß Tomas sie so, mit der Melone auf dem Kopf, aufs Klosett setzen und sie vor ihm ihre Därme entleeren würde. Diese Vorstellung ließ ihr Herz schneller schlagen und verwirrte sie völlig, sie zerrte Tomas auf den Teppich und schrie kurz darauf vor Lust.

Der Streit zwischen denen, die behaupten, die Welt sei von Gott erschaffen, und denen, die denken, sie sei von selbst entstanden, beruht auf etwas, das unsere Vernunft und unsere Erfahrung übersteigt. Sehr viel realer ist der Unterschied zwischen denjenigen, die am Sein zweifeln, so wie es dem Menschen gegeben wurde (wie und von wem auch immer), und denen, die vorbehaltlos mit ihm einverstanden sind.

Hinter allen europäischen Glaubensrichtungen, den religiösen wie den politischen, steht das erste Kapitel der Genesis, aus dem hervorgeht, daß die Welt so erschaffen wurde, wie sie sein sollte, daß das Sein gut und es daher richtig sei, daß der Mensch sich mehre. Nennen wir diesen grundlegenden Glauben das *kategorische Einverständnis mit dem Sein*.

Wurde noch vor kurzer Zeit das Wort Scheiße in Büchern durch Pünktchen ersetzt, so geschah das nicht aus moralischen Gründen. Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Scheiße sei unmoralisch! Die Mißbilligung der Scheiße ist metaphysischer Natur. Der Moment der Defäkation ist der tägliche Beweis für die Unannehmbarkeit der Schöpfung. Entweder oder: entweder ist die Scheiße annehmbar (dann schließen Sie sich also nicht auf der Toilette ein!) oder aber wir sind als unannehbare Wesen geschaffen worden.

Daraus geht hervor, daß das ästhetische Ideal des *kategorischen Einverständnisses mit dem Sein* eine Welt ist, in der die Scheiße verneint wird und alle so tun, als existierte sie nicht. Dieses ästhetische Ideal heißt *Kitsch*.

Es ist ein deutsches Wort, das mitten im sentimentalsten neunzehnten Jahrhundert entstanden und in alle Sprachen eingegangen ist. Durch häufige Verwendung ist die ursprüngliche metaphysische Bedeutung verwischt worden: Kitsch ist die absolute Verneinung der Scheiße; im wörtlichen wie im übertragenen Sinne: Kitsch schließt alles aus seinem Blickwinkel aus, was an der menschlichen Existenz im wesentlichen unannehmbar ist.

## 6.

Sabinas erste innere Auflehnung gegen den Kommunismus war nicht ethischer, sondern ästhetischer Natur. Was sie als abstoßend empfand, war weniger die Häßlichkeit der kommunistischen Welt (die in Kuhställe umgewandelten Schlösser), als die Maske der Schönheit, die sie sich aufgesetzt hatte, anders gesagt, der kommunistische Kitsch. Das Modell für diesen Kitsch ist die Feier des sogenannten Ersten Mai.

Sie hatte Maiumzüge zu einer Zeit miterlebt, als die Leute noch begeistert waren oder zumindest diese Begeisterung beflissen vorspielten. Die Frauen trugen rote, weiße und blaue Blusen und bildeten, von Baikonen und Fenstern aus gesehen, verschiedene Muster: fünfzackige Sterne, Herzen, Buchstaben. Zwischen den einzelnen Abteilungen des Umzugs schritten kleine Orchester, die Marschmusik spielten. Näherte sich der Umzug der Tribüne, so erstrahlten selbst die gelangweiltesten Gesichter in einem Lächeln, als wollten sie beweisen, daß sie sich gebührend freuten, oder genauer, daß sie gebührend einverstanden waren. Es ging jedoch nicht einfach um das politische Einverständnis mit dem Kommunismus, sondern um das Einverständnis mit dem Sein als solchem. Die Feier des Ersten Mai wurde aus dem tiefen Brunnen des *kategorischen Einverständnisses mit dem Sein* getränkt. Die ungeschriebene, unausgesprochene Parole des Umzugs lautete nicht »Es lebe der Kommunismus!«, sondern »Es lebe das Leben!«. Die Stärke und die List kommunistischer Politik lagen darin, sich diese Parole zu eigen gemacht zu haben. Gerade diese idiotische Tautologie (»Es lebe das Leben!«) riß auch Menschen mit in den kommunistischen Umzug, denen die Thesen des Kommunismus gleichgültig waren.

## 7.

Zehn Jahre später (sie lebte schon in Amerika) fuhr sie einmal mit einem amerikanischen Senator, einem Freund von Freunden, in dessen riesigem Wagen. Auf dem Rücksitz drängten sich vier Kinder. Der Se-

nator hielt an; die Kinder stiegen aus und rannten über den weiten Rasen auf das Stadion zu, in dem sich eine Kunsteisbahn befand. Der Senator saß am Steuer, schaute verträumt auf die vier rennenden Gestalten und wandte sich dann an Sabina: »Schauen Sie sich das an!« Er beschrieb mit der Hand einen Kreis, der das Stadion, den Rasen und die Kinder umfaßte: »Das nenne ich Glück.«

In diesen Worten lag nicht nur Freude darüber, daß die Kinder rannten und das Gras wuchs, sondern auch ein Ausdruck des Verständnisses für eine Frau, die aus einem kommunistischen Land kam, wo nach der festen Überzeugung des Senators weder das Gras wächst noch die Kinder rennen.

Sabina jedoch stellte sich gerade in dem Moment vor, dieser Senator stünde auf einer Tribüne irgendeines Platzes in Prag. Auf seinem Gesicht lag nämlich genau dasselbe Lächeln, das kommunistische Staatsmänner von ihrer Tribüne herab auf die Bürger richten, die im Umzug vorbeiziehen und ebenfalls lächeln.

## 8.

Wie konnte dieser Senator wissen, daß Kinder Glück bedeuteten? Sah er ihnen etwa in die Seele? Und wenn nun, kaum waren sie aus seinem Blickfeld verschwunden, drei von ihnen sich auf das vierte stürzten und es zusammenschlugen?

Der Senator hatte nur ein einziges Argument für seine Behauptung: sein Gefühl. Wenn das Herz spricht, ziemt es sich nicht, daß der Verstand etwas dagegen einwendet. Im Reich des Kitsches herrscht die Diktatur des Herzens.

Das durch den Kitsch hervorgerufene Gefühl muß allerdings so beschaffen sein, daß die Massen es teilen können. Deshalb kann der Kitsch nicht auf einer ungewöhnlichen Situation beruhen, sondern nur auf den Urbildern, die einem ins Gedächtnis geprägt sind: die undankbare Tochter, der verratene Vater, auf dem Rasen rennende Kinder, die verlassene Heimat, die Erinnerung an die erste Liebe.

Der Kitsch ruft zwei nebeneinander fließende Tränen der Rührung



hervor. Die erste Träne besagt: wie schön sind doch auf dem Rasen rennende Kinder!

Die zweite Träne besagt: wie schön ist es doch, gemeinsam mit der ganzen Menschheit beim Anblick von auf dem Rasen rennenden Kindern gerührt zu sein! Erst diese zweite Träne macht den Kitsch zum Kitsch.

Die Verbrüderung aller Menschen dieser Welt wird nur durch den Kitsch zu begründen sein.

## 9.

Niemand weiß das besser als die Politiker. Ist ein Fotoapparat in der Nähe, stürzen sie sich sofort auf das erstbeste Kind, um es auf den Arm zu nehmen und auf die Wangen zu küssen. Der Kitsch ist das ästhetische Ideal aller Politiker, aller Parteien und aller politischen Bewegungen.

In einer Gesellschaft, in der verschiedene politische Richtungen nebeneinander existieren, deren Einfluß sich gegenseitig behindert und begrenzt, kann man der Inquisition durch den Kitsch noch entkommen; der einzelne kann seine Originalität wahren, der Künstler unerwartete Werke schaffen. Wo aber eine einzige politische Bewegung alle Macht hat, befinden wir uns im Reich des *totalitären* Kitsches.

Sage ich totalitär, so bedeutet dies, daß alles, was den Kitsch beeinträchtigen könnte, aus dem Leben verbannt wird: jede Äußerung von Individualismus (jede Abweichung ist Spucke ins Gesicht der lächelnden Brüderlichkeit), jeder Skeptizismus (wer an Kleinigkeiten zu zweifeln beginnt, wird damit enden, das Leben an sich anzuzweifeln), jede Ironie (im Reiche des Kitsches ist alles unbedingt ernst zu nehmen), aber auch die Mutter, die ihre Familie verlassen hat oder der Mann, der die Männer den Frauen vorzieht und so die hochheilige Parole »Liebet und mehret euch« in Frage stellt.

Unter diesem Gesichtspunkt kann man den sogenannten Gulag als Klärgrube betrachten, in die der totalitäre Kitsch seinen Abfall wirft.

Das erste Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg war die Epoche des schrecklichsten stalinistischen Terrors. Damals wurde Teresas Vater wegen einer Lappalie verhaftet und das zehnjährige Mädchen aus der Wohnung gejagt. Sabina war zu der Zeit zwanzig Jahre alt und studierte an der Kunstakademie. Der Professor für Marxismus erklärte ihr und ihren Kommilitonen folgende These der sozialistischen Kunst: Die sowjetische Gesellschaft ist in ihrer Entwicklung so weit fortgeschritten, daß es den Konflikt zwischen Gut und Böse nicht mehr gibt, sondern nur noch den zwischen Gut und Besser. Die Scheiße (das, was grundsätzlich unannehmbar ist) konnte folglich nur »auf der anderen Seite« (z. B. in Amerika) existieren, und nur von dort, also von draußen, als Fremdkörper (z. B. in der Gestalt eines Spions) in die Welt der »Guten und Besseren« eindringen.

Tatsächlich waren die sowjetischen Filme, die gerade in dieser mehr als grausamen Zeit die Kinos aller kommunistischen Länder überschwemmt, von einer unglaublichen Unschuld durchdrungen. Der größte Konflikt, der sich zwischen zwei Russen abspielen konnte, war ein amouröses Mißverständnis: er glaubt, daß sie ihn nicht mehr liebt, und sie glaubt dasselbe von ihm. Am Ende fallen sie sich in die Arme, und Tränen des Glücks stürzen aus ihren Augen.

Die übliche Interpretation dieser Filme lautet heute: sie zeigten ein kommunistisches Ideal, während die kommunistische Wirklichkeit weit schlimmer war.

Sabina lehnte sich gegen eine solche Interpretation auf. Bei der Vorstellung, die Welt des sowjetischen Kitsches könnte Wirklichkeit werden und sie müßte darin leben, liefen ihr kalte Schauer über den Rücken. Ohne einen Moment zu zögern, gäbe sie dem Leben in einem wirklich kommunistischen Regime den Vorzug, trotz all der Verfolgungen und Schlangen vor den Fleischereien. In einer wirklich kommunistischen Welt kann man leben. In der Welt der Wirklichkeit gewordenen kommunistischen Ideals, in dieser Welt der lächelnden Idioten, mit denen sie nie ein Wort hätte wechseln können, wäre sie binnen einer Woche vor Grauen gestorben.

Es scheint mir, daß das Gefühl, das der sowjetische Kitsch in Sabina

hervorrief, dem Entsetzen gleicht, das Teresa im Traum erlebt hatte, als sie mit den nackten Frauen um das Schwimmbecken marschieren und vergnügte Lieder singen mußte. Unter dem Wasserspiegel schwammen Leichen. Teresa konnte weder mit einer der Frauen sprechen noch Fragen stellen. Sie hätte als Antwort nur die nächste Strophe des Liedes gehört. Keiner einzigen konnte sie heimlich zuzwinkern. Sie hätten sie sofort bei dem Mann angezeigt, der in dem Korb über dem Bassin stand, und er hätte sie erschossen.

Terasas Traum enthüllt die wahre Funktion des Kitsches: Der Kitsch ist eine spanische Wand, hinter der sich der Tod verbirgt.

## 11.

Im Reich des totalitären Kitsches sind die Antworten von vornherein gegeben und schließen jede Frage aus. Daraus geht hervor, daß der eigentliche Gegner des totalitären Kitsches ein Mensch ist, der Fragen stellt. Die Frage gleicht einem Messer, das die gemalte Leinwand eines Bühnenbildes zerschneidet, damit man sehen kann, was sich dahinter verbirgt. So hatte Sabina Teresa einst den Sinn ihrer Bilder erklärt: vorne ist die verständliche Lüge, und von hinten schimmert die unverständliche Wahrheit durch.

Diejenigen aber, die gegen die sogenannten totalitären Regime kämpfen, können schwerlich mit Fragen und Zweifeln zu Felde ziehen. Auch sie brauchen ihre Sicherheiten und einfachen Wahrheiten, die möglichst vielen verständlich sein und kollektives Tränenvergießen hervorrufen müssen.

Einmal hatte eine politische Gruppierung in Deutschland für Sabina eine Ausstellung organisiert. Sabina nahm den Katalog zur Hand: über ihr Foto war ein Stacheldraht gezeichnet. Die abgedruckte Biographie glich einer Hagiographie von Märtyrern: sie hatte gelitten, gegen Ungerechtigkeit gekämpft, ihr gefoltertes Vaterland verlassen müssen, und sie kämpfte weiter. »Sie kämpft mit ihren Bildern für das Glück«, lautete der letzte Satz des Textes.

Sie protestierte, doch man verstand sie nicht.

Ist es denn nicht wahr, daß in den kommunistischen Ländern die moderne Kunst verfolgt wird?

Wütend sagte sie: »Mein Feind ist nicht der Kommunismus, sondern der Kitsch.«

Seitdem umwob sie ihre Biographie mit Mystifikationen, und als sie später in Amerika lebte, gelang es ihr sogar zu verheimlichen, daß sie Tschechin war. Es war der verzweifelte Versuch, dem Kitsch, den man aus ihrem Leben machen wollte, zu entrinnen.

## 12.

Sie stand vor der Staffelei mit einem unvollendeten Bild. Hinter ihrem Rücken saß ein alter Mann in einem Sessel und verfolgte jeden ihrer Pinselstriche.

Dann schaute er auf seine Uhr: »Ich glaube, wir sollten jetzt gehen.«

Sie legte die Palette aus der Hand und ging ins Badezimmer, um sich frisch zu machen. Der alte Mann erhob sich aus dem Sessel und beugte sich vor, um nach seinem Stock zu fassen, der an den Tisch gelehnt war. Die Tür des Ateliers führte direkt auf den Rasen. Es dunkelte. In zwanzig Metern Entfernung stand ein weißgestrichenes Holzhaus, dessen Fenster im Erdgeschoß erleuchtet waren. Sabina war über diese beiden Fenster, die in der Abenddämmerung leuchteten, gerührt.

Ihr Leben lang hat sie behauptet, ihr Feind sei der Kitsch. Aber trägt sie ihn nicht selbst in sich? Ihr Kitsch ist das Bild eines ruhigen, lieblichen, harmonischen Heims, in dem eine liebende Mutter und ein weiser Vater regieren. Dieses Bild ist nach dem Tode ihrer Eltern in ihr entstanden. Je weniger ihr Leben diesem süßen Traum glich, desto empfänglicher wurde sie für seinen Zauber, und schon einige Male mußte sie sich die Tränen wegwischen, wenn sie im Fernsehen eine sentimentale Geschichte sah, in der eine undankbare Tochter ihren verratenen Vater umarmte und ein erleuchtetes Fenster mit einer glücklichen Familie dahinter in der Abenddämmerung leuchtete.

Den alten Mann hatte sie in New York kennengelernt. Er war reich und liebte Bilder. Er lebte mit seiner Frau, die so alt war wie er, in einer Villa auf dem Lande. Auf seinem Grundstück der Villa gegenüber stand ein alter Stall. Er hatte ihn für Sabina zu einem Atelier umbauen lassen und sie dorthin eingeladen. Seitdem beobachtete er tagein tagaus die Bewegungen ihres Pinsels.

Nun sitzen sie alle drei beim Abendessen. Die alte Frau redet Sabina mit »mein Töchterchen« an, aber allem Anschein nach ist es gerade umgekehrt: Sabina ist hier wie eine Mama mit zwei Kindern, die an ihr hängen, die sie bewundern und die bereit wären, ihr zu gehorchen, falls sie ihnen etwas befehlen würde.

Hat sie also an der Schwelle zum Alter die Eltern gefunden, von denen sie sich als Kind losgesagt hat? Hat sie endlich die Kinder gefunden, die sie selbst nie hatte?

Sie weiß, daß es eine Illusion ist. Ihr Aufenthalt bei den alten Leuten ist nur ein kurzer Halt. Der alte Herr ist ernsthaft krank, und sobald seine Frau allein zurückbleibt, wird sie zu ihrem Sohn nach Kanada ziehen. Sabina wird den Weg von Verrat zu Verrat weitergehen, und von Zeit zu Zeit wird aus ihrem Innersten ein lächerlich sentimentales Lied in die unerträgliche Leichtigkeit des Seins klingen, ein Lied von zwei erleuchteten Fenstern, hinter denen eine glückliche Familie lebt.

Dieses Lied rührt Sabina, doch nimmt sie ihre eigene Rührung nicht ernst. Sie weiß nur zu gut, daß dieses Lied eine schöne Lüge ist. Und in dem Moment, da der Kitsch als Lüge entlarvt wird, gerät er in den Kontext des Nicht-Kitsches. Er verliert seine autoritäre Macht und ist rührend wie jede andere menschliche Schwäche. Keiner von uns ist ein Übermensch, der völlig gegen den Kitsch gefeit wäre. Wir können ihn noch so verabscheuen, der Kitsch gehört nun einmal zum menschlichen Dasein.

### 13.

Die Quelle des Kitsches ist das kategorische Einverständnis mit dem Sein.

Was aber ist die Grundlage des Seins? Gott? Der Mensch? Der Kampf? Die Liebe? Der Mann? Die Frau?

Darüber gibt es so verschiedene Ansichten, wie es verschiedene Arten von Kitsch gibt: den katholischen, den protestantischen, den jüdischen, den kommunistischen, den faschistischen, den demokratischen, den feministischen, den europäischen, den amerikanischen, den nationalen und den internationalen.

Seit der Französischen Revolution nennt sich die eine Hälfte Europas *Linke*, während die andere sich die Bezeichnung *Rechte* erworben hat. Es ist nahezu unmöglich, den einen oder den anderen Begriff aufgrund irgendwelcher theoretischer Prinzipien, auf die er sich stützte, zu definieren. Das ist nicht weiter verwunderlich: politische Bewegungen beruhen nicht auf rationalen Haltungen, sondern auf Vorstellungen, Bildern, Wörtern und Archetypen, die als Ganzes diesen oder jenen *politischen Kitsch* bilden.

Die Vorstellung des Großen Marsches, von der sich Franz berauschen läßt, ist der politische Kitsch, der die Linken aller Zeiten und aller Richtungen vereinigt. Der Große Marsch, das ist der großartige Weg vorwärts, der Weg zur Brüderlichkeit, zur Gleichheit, zur Gerechtigkeit, zum Glück und noch weiter über alle Hindernisse hinweg, denn Hindernisse muß es geben, damit der Marsch ein Großer Marsch ist.

Diktatur des Proletariates oder Demokratie? Verdammung der Konsumgesellschaft oder Erhöhung der Produktion? Guillotine oder Abschaffung der Todesstrafe? Darauf kommt es überhaupt nicht an. Das, was einen Linken zu einem Linken macht, ist nicht diese oder jene Theorie, sondern seine Fähigkeit, jede Theorie zum Bestandteil des Kitsches zu machen, den man den Großen Marsch vorwärts nennt.

Franz ist keineswegs ein Mensch des Kitsches. Die Vorstellung vom Großen Marsch spielt in seinem Leben ungefähr dieselbe Rolle, wie das sentimentale Lied von den zwei erleuchteten Fenstern in Sabinas Leben. Welche politische Partei wählt Franz? Ich fürchte, er wählt gar nicht und macht am Wahltag lieber einen Ausflug in die Berge. Das bedeutet allerdings nicht, daß der Große Marsch ihn nicht mehr bewegt. Es war schön zu träumen, Teil einer marschierenden Menge zu sein, die im Laufe von Jahrhunderten vorwärts schreitet, und Franz hat diesen schönen Traum nie vergessen.

Eines Tages riefen ihn Freunde aus Paris an. Sie würden einen Marsch nach Kambodscha organisieren und er sollte sich ihnen anschließen.

Kambodscha hatte zu jener Zeit einen Bürgerkrieg, die amerikanischen Bombardements und das Wüten der einheimischen Kommunisten hinter sich, die dieses kleine Volk um ein Fünftel reduziert hatten, und schließlich folgte die Okkupation durch das benachbarte Vietnam, das damals nichts anderes als ein Instrument Rußlands war. In Kambodscha herrschte Hungersnot, und die Menschen starben ohne ärztliche Hilfe. Internationale Ärzteorganisationen hatten schon mehrmals verlangt, man sollte ihnen die Einreise in das Land erlauben, doch die Vietnamesen lehnten ab. Namhafte westliche Intellektuelle wollten daher zu Fuß zur kambodschanischen Grenze marschieren und mit diesem großen, vor den Augen aller Welt aufgeführten Spektakel die Einreise der Ärzte in das besetzte Land erzwingen.

Der Freund, der Franz angerufen hatte, war einer der Kollegen, mit denen er früher im Demonstrationzug durch die Straßen von Paris marschiert war. Zunächst war Franz ganz begeistert von diesem Vorschlag, aber dann fiel sein Blick auf die Studentin mit der großen Brille. Sie saß ihm gegenüber in einem Sessel, und ihre Augen wirkten noch größer hinter den runden Gläsern. Franz hatte das Gefühl, als würden diese Augen ihn bitten, nicht wegzufahren. Er sagte ab.

Kaum aber hatte er den Hörer aufgelegt, bereute er es. Zwar tat er seiner irdischen Geliebten einen Gefallen, doch vernachlässigte er seine himmlische Liebe. Ist Kambodscha nicht eine Variante von Sabinas

Heimat? Ein von der benachbarten kommunistischen Armee besetztes Land! Ein Land, auf das die Faust Rußlands niedergefahren war! Auf einmal schien es Franz, als habe sein fast vergessener Freund ihn auf einen geheimen Wink Sabinas hin angerufen.

Himmlische Wesen wissen alles und sehen alles. Nähme er an diesem Marsch teil, so würde ihm Sabina zuschauen und sich darüber freuen. Sie würde begreifen, daß er ihr treu geblieben war.

»Bist du mir böse, wenn ich dennoch hinfahre?« fragte er seine Freundin mit der Brille, der es um jeden Tag ohne ihn leid tat, aber sie konnte ihm nichts abschlagen.

Einige Tage später saß er in einer großen Maschine auf dem Pariser Flughafen, mit zwanzig Ärzten und etwa fünfzig Intellektuellen (Professoren, Schriftsteller, Abgeordnete, Sänger, Schauspieler und Bürgermeister), die von vierhundert Journalisten und Fotografen begleitet wurden.

## 15.

Das Flugzeug landete in Bangkok. Die vierhundertsiebzig Ärzte, Intellektuellen und Journalisten begaben sich in den Empfangssaal eines internationalen Hotels, wo sie von weiteren Ärzten, Schauspielern, Sängern und Philologen erwartet wurden, die wiederum von mehreren Hundert Journalisten mit Notizblöcken, Tonbandgeräten, Fotoapparaten und Filmkameras begleitet waren. An der Stirnseite des Saales befand sich ein Podium mit einem langen Tisch, an dem etwa zwanzig Amerikaner saßen, die bereits begonnen hatten, die Versammlung zu leiten.

Die französischen Intellektuellen, die mit Franz eingetreten waren, fühlten sich zurückgesetzt und erniedrigt. Der Marsch nach Kambodscha war ihre Idee gewesen, und nun waren es auf einmal die Amerikaner, die mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit die Leitung übernommen hatten und darüber hinaus auch noch englisch sprachen, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, daß Franzosen oder Dänen sie vielleicht nicht verstehen könnten. Die Dänen hatten allerdings



schon lange vergessen, daß sie einmal eine Nation gewesen waren, und so konnten sich von allen Europäern nur die Franzosen zu einem Protest aufrufen. Da sie ihre Prinzipien hatten, weigerten sie sich, auf englisch zu protestieren und wandten sich in ihrer Muttersprache an die Amerikaner auf dem Podium. Die Amerikaner reagierten mit freundlichem und beipflichtendem Lächeln, weil sie kein Wort verstanden. Schließlich blieb den Franzosen nichts anderes übrig, als ihren Einwand auf englisch zu formulieren: »Warum wird auf dieser Versammlung englisch gesprochen, wenn auch Franzosen anwesend sind?«

Die Amerikaner waren sehr verduzt über einen so sonderbaren Einwand, hörten jedoch nicht auf zu lächeln und erklärten sich einverstanden, daß sämtliche Reden übersetzt würden. Lange suchte man nach einem Dolmetscher, bevor die Versammlung fortgesetzt werden konnte. Jeder Satz mußte englisch und französisch vorgetragen werden, so daß die Versammlung doppelt so lange dauerte, ja eigentlich noch länger, weil alle Franzosen Englisch konnten und den Dolmetscher ständig unterbrachen, korrigierten und sich mit ihm um jedes Wort zankten.

Der Höhepunkt der Veranstaltung war der Augenblick, als eine berühmte amerikanische Filmdiva das Podium bestieg. Ihretwegen stürzten noch mehr Fotografen und Kameraleute in den Saal, und nach jeder Silbe der Schauspielerin hörte man das Klicken eines Apparates. Die Filmschauspielerin sprach über die leidenden Kinder, die Barbarei der kommunistischen Diktatur, das Recht des Menschen auf Sicherheit, die Bedrohung der traditionellen Werte der zivilisierten Gesellschaft, die unantastbare Freiheit des menschlichen Individuums und über den Präsidenten Carter, der betrübt sei über das, was in Kambodscha vor sich gehe. Die letzten Worte stieß sie unter Tränen hervor.

In diesem Moment stand ein junger französischer Arzt mit rotem Schnurrbart auf und schrie: »Wir sind hier, um Menschen vor dem Tode zu retten! Wir sind nicht zum Ruhm des Präsidenten Carter hier! Das darf nicht zu einem amerikanischen Propagandazirkus ausarten! Wir sind nicht hierhergekommen, um gegen den Kommunismus zu protestieren, sondern um Kranke zu heilen!«

Weitere Franzosen schlossen sich dem Arzt mit dem Schnurrbart an. Der Dolmetscher bekam es mit der Angst zu tun und wagte nicht zu übersetzen, was sie sagten. Die zwanzig Amerikaner auf dem Podium sahen sie also wieder mit ihrem Lächeln voller Sympathie an, und einige nickten zustimmend mit dem Kopf. Einer hob sogar die Faust, weil er wußte, daß die Europäer in Momenten kollektiver Euphorie gern diese Geste machen.

## 16.

Wie ist es überhaupt möglich, daß Linksintellektuelle (denn der Arzt mit dem Schnurrbart war einer) bereit sind, gegen die Interessen eines kommunistischen Landes zu marschieren, obwohl der Kommunismus stets als Bestandteil der Linken betrachtet wurde?

Als in dem Land, das Sowjetunion genannt wird, die Verbrechen allzu skandalös wurden, hatte ein Linker zwei Möglichkeiten: entweder auf sein bisheriges Leben zu spucken und mit dem Marschieren aufzuhören, oder aber (mit mehr oder weniger Bedenken) die Sowjetunion unter die Hindernisse auf dem Großen Marsch einzureihen und weiterzumarschieren.

Ich habe bereits gesagt, daß es der Kitsch des Großen Marsches ist, der aus einem Linken einen Linken macht. Die Identität des Kitsches wird nicht durch eine politische Strategie bestimmt, sondern durch Bilder, Metaphern und Wortwahl. Also ist es möglich, die Gewohnheit zu durchbrechen und gegen die Interessen eines kommunistischen Landes zu marschieren. Es ist aber nicht möglich, Wörter durch andere Wörter zu ersetzen. Es ist möglich, mit erhobener Faust gegen die vietnamesische Armee zu protestieren. Es ist nicht möglich, ihr »Nieder mit dem Kommunismus!« zuzuschreien. »Nieder mit dem Kommunismus!« ist nämlich die Parole der Feinde des Großen Marsches, und wer sein Gesicht wahren will, muß der Reinheit des eigenen Kitsches treu bleiben.

Ich sage das nur, um das Mißverständnis zwischen dem französischen Arzt und der amerikanischen Diva zu erklären, die in

ihrer Egozentrik glaubte, ein Opfer von Haß oder Frauenfeindlichkeit geworden zu sein. In Wirklichkeit hatte der Franzose bewiesen, daß er ästhetisches Feingefühl besaß: die Wörter »Präsident Carter«, »unsere traditionellen Werte«, »die Barbarei des Kommunismus« gehören zum Wortschatz des *amerikanischen Kitsches* und haben mit dem Kitsch des Großen Marsches überhaupt nichts zu tun.

## 17.

Am nächsten Morgen stiegen alle in die Autobusse und fuhren durch ganz Thailand bis zur kambodschanischen Grenze. Am Abend erreichten sie ein kleines Dorf, wo einige auf Pfählen gebaute Häuschen für sie gemietet worden waren. Der ständig mit Hochwasser drohende Fluß zwang die Menschen, oben zu wohnen, während sich am Fuße der Pfähle die Schweine drängten. Franz schlief mit vier anderen Professoren zusammen in einem Raum. Von unten wiegte ihn das Grunzen der Schweine in den Schlaf und von nebenan das Schnarchen eines berühmten Mathematikers.

Am Morgen setzten sich alle wieder in die Autobusse. Bereits zwei Kilometer vor der Grenze begann das Fahrverbot. Es gab nur noch eine schmale, militärisch bewachte Landstraße, die zum Grenzposten führte. Die Busse hielten an. Als die Franzosen ausstiegen, mußten sie feststellen, daß sie wieder einmal von den Amerikanern überholt worden waren, die sich schon an der Spitze des Zuges aufgestellt hatten. Das war ein äußerst heikler Moment. Wieder mußte der Dolmetscher eingreifen, und der Streit war in vollem Gange. Schließlich konnte man sich einigen: die Spitze des Zuges wurde von einem Amerikaner, einem Franzosen und einer kambodschanischen Dolmetscherin übernommen. Anschließend kamen die Ärzte und dann erst alle anderen; die amerikanische Schauspielerin befand sich am Schluß.

Die Landstraße war schmal und führte durch ein Minenfeld. Jeden Moment stießen sie auf eine Barrikade: zwei Betonblöcke mit Stacheldraht und einem schmalen Durchgang in der Mitte. Sie mußten im Gänsemarsch gehen.

Etwa fünf Meter vor Franz marschierte ein berühmter deutscher Poet und Popsänger, der schon neunhundertdreißig Lieder gegen den Krieg und für den Frieden geschrieben hatte. An einer langen Stange trug er eine weiße Fahne, die gut zu seinem schwarzen Vollbart paßte und ihn von den anderen unterschied.

Neben diesem langen Zug liefen Fotografen und Kameraleute hin und her. Sie klickten und schnurrten mit ihren Apparaten, liefen nach vorne, blieben stehen, rannten zurück, knieten nieder und standen wieder auf, um nach vorn zu laufen. Hin und wieder riefen sie einen berühmten Mann oder eine berühmte Frau beim Namen, worauf diese sich unwillkürlich umdrehten, so daß die Fotografen auf den Auslöser drücken konnten.

## 18.

Irgend etwas lag in der Luft. Die Teilnehmer verlangsamten den Schritt und drehten sich um.

Die amerikanische Filmdiva, die man am Ende des Zuges plaziert hatte, weigerte sich, diese Schmach länger zu ertragen und entschloß sich zum Angriff. Sie rannte nach vorn. Es sah aus wie beim Fünftausendmeterlauf, wenn ein Läufer, der bisher seine Kräfte geschont hatte und am Schluß der Gruppe geblieben war, plötzlich ausbrach und alle anderen Konkurrenten überholte.

Die Männer lächelten verlegen und traten zur Seite, um der berühmten Läuferin den Sieg zu ermöglichen, die Frauen aber schrien: »Reihen Sie sich ein! Das ist kein Umzug für Filmstars!«

Die Schauspielerin ließ sich nicht einschüchtern und lief weiter nach vorn, gefolgt von fünf Fotografen und zwei Kameramännern.

Da packte eine französische Linguistin die Schauspielerin am Handgelenk und sagte (in grauenhaftem Englisch) zu ihr: »Das hier ist ein Zug von Ärzten, die todkranke Kambodschaner retten wollen, und kein Spektakel für Filmstars!«

Das Handgelenk der Schauspielerin lag fest in der Hand der Linguistikprofessorin, und sie hatte nicht die Kraft, sich ihrem Griff zu

entwinden. Sie sagte (in hervorragendem Englisch): »Leck mich! Ich habe schon Hunderte solcher Umzüge mitgemacht! Überall müssen Stars zu sehen sein! Das ist unsere Arbeit! Unsere moralische Verpflichtung!« »Scheiße«, sagte die Linguistikprofessorin (in hervorragendem Französisch). Die amerikanische Filmdiva verstand sie und brach in Tränen aus.

»Bleib so!« schrie ein Kameramann und kniete vor ihr nieder. Die Diva schaute lange ins Objektiv; Tränen kullerten über ihre Wangen.

## 19.

Die Linguistikprofessorin ließ das Handgelenk der Filmdiva endlich los. In diesem Moment rief der deutsche Sänger mit dem schwarzen Bart und der weißen Fahne den Namen der Schauspielerin.

Die amerikanische Filmdiva hatte zwar noch nie von ihm gehört, war aber in diesem Augenblick der Demütigung empfänglicher als sonst für Sympathiebezeugungen und lief zu ihm. Der Sänger nahm die Fahnenstange in die rechte Hand und legte die linke auf die Schulter der Diva.

Wieder hüpfen Fotografen und Kameraleute um die Diva und den Sänger herum. Ein berühmter amerikanischer Fotograf wollte die beiden Gesichter samt der Fahne in seinem Objektiv sehen, was schwierig war, denn die Stange war lang. So lief er rückwärts in ein Reisfeld. Dabei trat er auf eine Mine. Eine Explosion war zu hören: sein zerfetzter Körper flog durch die Luft und besprengte die internationale Intelligentsia mit einem Blutregen.

Der Sänger und die Filmdiva waren entsetzt und blieben wie angewurzelt stehen. Sie hoben die Augen zur Fahne empor. Sie war blutbespritzt. Wieder waren sie entsetzt. Sie schauten noch einige Male zaghaft nach oben und fingen dann an zu lächeln. Ein seltsamer, bisher noch nicht gekannter Stolz erfüllte sie, weil die Fahne, die sie trugen, mit Blut geweiht war. Und sie marschierten weiter.

Die Grenze wurde von einem kleinen Fluß gebildet, den man aber nicht sehen konnte, weil entlang seinem Ufer eine endlose, andert-halb Meter hohe Mauer errichtet worden war, auf der Sandsäcke für die thailändischen Schützen lagen. Nur an einer einzigen Stelle war die Mauer durchbrochen. Dort wölbte sich eine Brücke über den Fluß. Es war verboten, sie zu betreten. Auf der anderen Seite standen die vietnamesischen Besatzungstruppen, die man aber nicht sehen konnte. Ihre Stellungen waren perfekt getarnt. Es war jedoch sicher, daß die unsichtbaren Vietnamesen das Feuer eröffnen würden, sobald jemand seinen Fuß auf die Brücke setzte.

Die Teilnehmer des Zuges gingen auf die Mauer zu und stellten sich auf die Zehenspitzen. Franz lehnte sich in eine Lücke zwischen zwei Säcken und versuchte, etwas zu sehen. Er sah aber nichts, weil er von einem Fotografen, der sich berechtigt fühlte, seinen Platz einzunehmen, weggestoßen wurde.

Franz sah sich um. In der mächtigen Krone eines einsamen Baumes saßen wie ein Schwarm riesiger Raben sieben Fotografen, die Augen auf das andere Ufer gerichtet.

In diesem Moment legte die Dolmetscherin, die an der Spitze des Zuges marschiert war, einen Schalltrichter an den Mund und rief in der Khmersprache zur anderen Flußseite: »Hier sind Ärzte, die die Erlaubnis haben wollen, kambodschanisches Gebiet zu betreten, um ärztliche Hilfe zu leisten. Ihre Aktion hat nichts mit politischer Einmischung zu tun; sie kommen aus Sorge um das menschliche Leben.« Die Antwort von der anderen Seite war ein unheimliches Schweigen. Ein so absolutes Schweigen, daß alle von der Angst gepackt wurden. In dieser Stille hörte man nur das Klicken der Fotoapparate wie das Zirpen eines exotischen Insekts.

Franz hat plötzlich das Gefühl, der Große Marsch sei zu Ende. Um Europa herum zieht sich die Grenze des Schweigens zusammen, und der Raum, in dem der Große Marsch stattfindet, ist nichts als ein winziges Podium inmitten des Planeten. Die Massen, die sich einst um das Podium scharten, haben ihr Gesicht längst abgewandt, und der Große Marsch geht weiter, in der Einsamkeit und ohne Zuschauer. Ja,

sagt sich Franz, der Große Marsch geht weiter, obwohl die Welt sich nicht mehr für ihn interessiert, aber er ist unruhig und hektisch geworden, gestern gegen die amerikanische Besetzung Vietnams, heute gegen die vietnamesische Besetzung Kambodschas, gestern für Israel, heute für die Palästinenser, gestern für Kuba, morgen gegen Kuba, und immer gegen Amerika, zu allen Zeiten gegen die Massaker und zu allen Zeiten für die Unterstützung anderer Massaker, Europa marschiert, und um dem Rhythmus der Ereignisse standzuhalten und ja keines zu versäumen, werden die Schritte immer schneller, so daß der Große Marsch nun ein Marsch von eilig herumspringenden Menschen geworden ist und der Schauplatz immer kleiner wird, bis er eines Tages auf einen Punkt zusammengeschrumpft sein wird.

## 21.

Die Dolmetscherin schrie ihren Aufruf zum zweiten Mal in den Schalltrichter. Die Antwort war wieder ein endloses und unendlich gleichgültiges Schweigen.

Franz sah sich um. Das Schweigen auf der anderen Seite des Flusses schlug allen ins Gesicht wie eine Ohrfeige. Sogar der Sänger mit der weißen Fahne und die amerikanische Filmdiva waren bedrückt und verlegen und wußten nicht mehr, was sie tun sollten.

Franz begriff plötzlich, daß sie alle lächerlich waren, er und all die anderen, aber diese Erkenntnis trennte ihn nicht etwa von ihnen, sie erfüllte ihn nicht mit Ironie. Im Gegenteil, gerade jetzt empfand er eine unendliche Liebe für sie, eine Liebe, wie man sie für Verurteilte empfindet. Gewiß, der Große Marsch ging seinem Ende entgegen, war das aber ein Grund, daß Franz ihn verriet? Ging sein eigenes Leben nicht ebenfalls dem Ende entgegen? Sollte er etwa über den Exhibitionismus derer lachen, die die tapferen Ärzte zur Grenze begleitet hatten? Was konnten all diese Menschen denn anderes tun, als Theater zu spielen? Blieb ihnen eine bessere Möglichkeit?

Franz hat recht. Ich denke an den Redakteur, der in Prag die Unterschriftenaktion für die Amnestie der politischen Gefangenen organi-

siert hat. Er wußte ganz genau, daß diese Aktion den Gefangenen nicht helfen würde. Das eigentliche Ziel lag nicht in der Befreiung von Gefangenen, sondern darin zu zeigen, daß es noch Menschen gab, die sich nicht fürchteten. Was er tat, war Theater. Aber er hatte keine andere Möglichkeit. Er konnte nicht zwischen Tat und Theater wählen. Er stand vor der Wahl: entweder Theater zu spielen oder gar nichts zu tun. Es gibt Situationen, in denen man zum Theaterspielen *verurteilt* ist. Der Kampf gegen die schweigende Macht (gegen die schweigende Macht jenseits des Flusses, gegen die Polizei, die sich in schweigende Mikrophone in der Wand verwandelt hat) ist der Kampf einer Theatertruppe, die eine Armee angegriffen hat.

Franz sah, wie sein Freund von der Sorbonne die Faust hob und dem Schweigen auf der anderen Seite drohte.

## 22.

Die Dolmetscherin schrie ihren Aufruf zum dritten Mal in den Schalltrichter.

Das Schweigen, das ihr abermals antwortete, verwandelte Franz' Angst in wilde Wut. Er stand nicht weit von der Brücke entfernt, die Thailand von Kambodscha trennte, und es überkam ihn große Lust, sich darauf zu stürzen, schreckliche Schimpfwörter zum Himmel zu schreien und im gewaltigen Donner der Geschosse zu sterben.

Diese plötzliche Lust von Franz erinnert uns an etwas; ja, sie erinnert uns an Stalins Sohn, der lief, um sich in den elektrisch geladenen Drähten zu erhängen, weil er nicht mit ansehen konnte, wie die beiden Pole der menschlichen Existenz sich zum Berühren nahe kamen, bis es keinen Unterschied mehr gab zwischen dem Erhabenen und dem Niedrigen, zwischen Engel und Fliege, zwischen Gott und Scheiße.

Franz will nicht wahrhaben, daß der Ruhm des Großen Marsches nichts anderes ist als die lachhafte Eitelkeit derer, die mitmarschieren, daß der grandiose Lärm der europäischen Geschichte in endlosem Schweigen versinkt und es keinen Unterschied mehr gibt zwischen



der Geschichte und dem Schweigen. In diesem Moment hätte er sein eigenes Leben auf die Waagschale geworfen, um zu beweisen, daß der Große Marsch mehr wiegt als die Scheiße.

Doch so etwas läßt sich nicht beweisen. Auf der einen Waagschale lag ein Haufen Scheiße, auf der anderen lag Stalins Sohn mit seinem ganzen Körpergewicht, und die Waage bewegte sich nicht.

Statt sich erschießen zu lassen, ließ Franz den Kopf hängen und ging zusammen mit den anderen im Gänsemarsch zu den Autobussen zurück.

### 23.

Wir alle haben das Bedürfnis, von jemandem gesehen zu werden. Man könnte uns in vier Kategorien einteilen, je nach der Art von Blick, unter dem wir leben möchten.

Die erste Kategorie sehnt sich nach dem Blick von unendlich vielen anonymen Augen, anders gesagt, nach dem Blick eines Publikums. Das trifft auf den deutschen Sänger zu, auf die amerikanische Filmdiva und auch auf den Redakteur mit dem großen Kinn. Er war an seine Leser gewöhnt, und als die Russen eines Tages seine Wochenzeitung verboten, hatte er das Gefühl, sich in einer hundertmal dünneren Atmosphäre aufzuhalten. Niemand konnte ihm den Blick der unbekanntenen Augen ersetzen. Er hatte den Eindruck zu ersticken. Bis er dann bemerkte, daß er auf Schritt und Tritt von der Polizei überwacht und sein Telefon abgehört wurde, daß man ihn sogar auf der Straße heimlich fotografierte. Die anonymen Augen begleiteten ihn auf einmal wieder, er konnte wieder atmen! Theatralisch redete er zu den Mikrofonen in der Wand. Er hatte in der Polizei sein verlorenes Publikum wiedergefunden.

Zur zweiten Kategorie gehören die Leute, die zum Leben den Blick vieler vertrauter Augen brauchen. Das sind die nimmermüden Organisatoren von Cocktails und Parties. Sie sind glücklicher als die Menschen der ersten Kategorie, die das Gefühl haben, im Saal ihres Lebens sei das Licht ausgegangen, wenn sie ihr Publikum verlieren. Ir-

gendwann passiert das fast jedem von ihnen. Die Menschen der zweiten Kategorie hingegen verschaffen sich immer irgendwelche Blicke. Zu ihnen gehören Marie-Claude und ihre Tochter.

Dann gibt es die dritte Kategorie derer, die im Blickfeld des geliebten Menschen sein müssen. Ihre Situation ist genauso gefährlich wie die von Leuten der ersten Kategorie. Einmal schließen sich die Augen des geliebten Menschen und es wird dunkel im Saal. Zu diesen Menschen gehören Teresa und Tomas.

Und dann gibt es noch die vierte und seltenste Kategorie derer, die unter dem imaginären Blick abwesender Menschen leben. Das sind die Träumer. Zum Beispiel Franz. Er ist nur Sabinas wegen zur kambodschanischen Grenze gefahren. Der Autobus rattert über eine thailändische Landstraße und er fühlt, wie ihr langer Blick auf ihm ruht.

In dieselbe Kategorie gehört auch Tomas' Sohn. Ich will ihn Simon nennen. (Es wird ihn freuen, wie sein Vater einen biblischen Namen zu tragen.) Die Augen, nach denen er sich sehnt, sind die Augen von Tomas. Nachdem er sich in die Unterschriftenaktion verwickelt hatte, wurde er von der Universität gejagt. Das Mädchen, mit dem er befreundet war, war die Nichte eines Dorfpfarrers. Er heiratete sie und wurde Traktorist in einer Genossenschaft, gläubiger Katholik und Familienvater. Dann erfuhr er, daß auch Tomas auf dem Lande lebte und freute sich: das Schicksal hatte ihr Leben symmetrisch gemacht. Das ermutigte ihn, seinem Vater einen Brief zu schreiben. Er erbat keine Antwort. Er wollte nur, daß Tomas einen Blick auf sein Leben warf.

## 24.

Franz und Simon sind die Träumer dieses Romans. Im Unterschied zu Franz hat Simon seine Mutter nicht geliebt. Seit seiner Kindheit war er auf der Suche nach seinem Vater. Er war bereit zu glauben, daß seinem Vater früher ein Unrecht widerfahren war, das die Ungerechtigkeit rechtfertigte, die er ihm zugefügt hatte. Nie war er ihm deswegen böse gewesen, weil er nicht zum Verbündeten der Mutter werden

wollte, die seinen Papa ständig verleumdete.

Er wohnte bei ihr, bis er achtzehn war, und zog dann nach Prag, um zu studieren. Zu der Zeit war Tomas bereits Fensterputzer. Simon wartete oft auf der Straße, um eine zufällige Begegnung herauszufordern. Doch sein Vater blieb nie stehen.

Er hatte sich nur deshalb dem ehemaligen Redakteur mit dem großen Kinn angeschlossen, weil dessen Schicksal ihn an das seines Vaters erinnerte. Der Redakteur kannte Tomas' Namen nicht. Der Artikel über Ödipus war längst vergessen, und er erfuhr erst durch Simon davon, der ihn bat, mit ihm zu seinem Vater zu gehen und ihn um seine Unterschrift zu bitten. Der Redakteur willigte nur ein, weil er dem Jungen, den er mochte, eine Freude machen wollte.

Wenn Simon an dieses Treffen zurückdachte, schämte er sich für sein Lampenfieber. Bestimmt hatte er dem Vater nicht gefallen. Dafür hatte der Vater ihm gefallen. Er erinnerte sich an jedes Wort und mußte ihm mehr und mehr recht geben. Ein Satz vor allem hatte sich ihm eingepägt: »Diejenigen zu bestrafen, die nicht wissen, was sie tun, ist Barbarei.« Als der Onkel seiner Freundin ihm eine Bibel in die Hand drückte, war er sehr beeindruckt von den Worten Jesu: »Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.« Er wußte, daß sein Vater nicht gläubig war, doch sah er in der Ähnlichkeit der beiden Sätze ein geheimes Zeichen: sein Vater billigte den Weg, den er gewählt hatte.

Er lebte schon im dritten Jahr auf dem Dorf, als er einen Brief erhielt, in dem Tomas ihn zu einem Besuch einlud. Die Begegnung verlief freundschaftlich, Simon fühlte sich wohl und stotterte nicht ein einziges Mal. Wahrscheinlich war es ihm gar nicht aufgefallen, daß sie sich nicht allzu gut verstanden. Etwa vier Monate später erhielt er ein Telegramm. Tomas und seine Frau waren tot, zermalmt von einem Lastwagen.

Damals erfuhr er von der Frau, die einmal die Geliebte seines Vaters gewesen war und nun in Frankreich lebte. Er machte ihre Adresse ausfindig. Weil er verzweifelt ein imaginäres Auge brauchte, das weiterhin sein Leben beobachtete, schrieb er ihr von Zeit zu Zeit lange Briefe.

## 25.

Bis an ihr Lebensende wird Sabina von diesem traurigen Dorfpoeten Briefe erhalten. Viele werden ungelesen bleiben, weil sie sich immer weniger für das Land, aus dem sie stammt, interessiert.

Der alte Mann ist gestorben, und Sabina ist nach Kalifornien gezogen. Immer weiter nach Westen, immer weiter weg von Böhmen.

Ihre Bilder verkaufen sich gut und sie liebt Amerika. Aber nur auf der Oberfläche. Unter der Oberfläche liegt eine fremde Welt. Dort unten hat sie keinen Großvater und keinen Onkel. Sie hat Angst davor, in einen Sarg eingeschlossen und in die amerikanische Erde hinuntergelassen zu werden.

Deshalb schrieb sie eines Tages ein Testament, in dem sie bestimmte, daß ihr Leichnam verbrannt und die Asche in alle Winde verstreut werden sollte. Teresa und Tomas sind unter dem Zeichen des Schweren gestorben. Sie will unter dem Zeichen des Leichten sterben. Sie wird leichter sein als Luft. Nach Parmenides ist dies die Verwandlung vom Negativen ins Positive.

## 26.

Der Autobus hielt vor einem Hotel in Bangkok. Niemand hatte Lust, weitere Versammlungen zu veranstalten. Man verstreute sich in kleinen Gruppen in der Stadt, besuchte die Tempel oder ging ins Bordell. Der Freund von der Sorbonne schlug Franz vor, den Abend gemeinsam zu verbringen, aber er wollte lieber allein sein.

Es dunkelte schon, als er auf die Straße ging. Er dachte unablässig an Sabina und fühlte ihren langen Blick auf sich ruhen, diesen Blick, unter dem er immer an sich selbst zu zweifeln begann, weil er nicht wußte, was Sabina wirklich dachte. Auch jetzt machte dieser Blick ihn verlegen. Lachte sie ihn aus? Fand sie den Kult, den er mit ihr trieb, albern? Wollte sie ihm sagen, er sollte endlich erwachsen werden und sich ganz der Freundin widmen, die sie selbst ihm geschickt hatte?

Er stellte sich das Gesicht mit der großen Brille vor. Er begriff, wie

glücklich er mit seiner Studentin war. Die Reise nach Kambodscha kam ihm auf einmal lächerlich und bedeutungslos vor. Warum war er überhaupt hierhergekommen? Jetzt wußte er es. Er war hierhergekommen, um endlich zu begreifen, daß weder die Demonstrationen noch Sabina sein wirkliches, sein einzig wirkliches Leben waren, sondern seine Studentin mit der Brille. Er war hierhergekommen, um sich davon zu überzeugen, daß die Wirklichkeit mehr ist als der Traum, viel mehr als der Traum!

Dann tauchte aus dem Halbdunkel eine Gestalt auf und sprach ihn in einer unbekanntem Sprache an. Er sah sie verwundert und zugleich mitleidig an. Der unbekanntem Mann verbeugte sich lächelnd und kauderwelschte unaufhörlich in einem sehr dringlichen Ton. Was wollte er ihm sagen? Es schien ihm, als forderte er ihn auf, ihm zu folgen. Der Mann nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich. Franz sagte sich, daß jemand seine Hilfe brauchte. Vielleicht war er doch nicht vergebens hergekommen? War er doch noch dazu berufen, hier jemandem zu helfen?

Plötzlich standen noch zwei Gestalten neben dem kauderwelschenden Mann, und der eine forderte auf englisch Geld von Franz.

In diesem Moment verschwand das Mädchen mit der Brille aus seinen Gedanken, und es war wieder Sabina, die ihn ansah, die irrealen Sabina mit ihrem großartigen Schicksal, Sabina, vor der er sich so klein fühlte. Zornig und unzufrieden ruhte ihr Blick auf ihm: ließ er sich schon wieder übertölpeln? Mißbrauchte schon wieder jemand seine idiotische Güte?

Mit einem Ruck riß er sich von dem Mann los, der ihn am Ärmel festhielt. Er wußte, daß Sabina seine Stärke immer gemocht hatte. Er packte den Arm, den der andere Mann nach ihm ausstreckte, umklammerte ihn fest und schleuderte den Mann mit einem perfekten Judogriff über seinen Kopf.

Jetzt war er mit sich zufrieden. Sabinas Augen waren noch immer auf ihn gerichtet. Sie würden ihn nie wieder erniedrigt sehen! Sie würden ihn nie wieder zurückweichen sehen! Franz würde nie wieder weich und sentimental sein!

Er empfand einen fast freudigen Haß auf die drei Männer, die sich über seine Naivität hatten lustig machen wollen. Er stand in leicht ge-

duckter Haltung da und ließ sie nicht aus den Augen. Plötzlich schlug etwas Schweres auf seinen Kopf und er brach zusammen. Verschwommen nahm er wahr, daß er weggetragen wurde. Dann fiel er in die Tiefe. Er spürte einen harten Aufprall und verlor das Bewußtsein.

Er wachte erst wieder in einem Genfer Krankenhaus auf. Über sein Bett neigte sich Marie-Claude. Er wollte ihr sagen, daß er sie nicht hier haben wollte. Er wollte, daß man augenblicklich die Studentin mit der großen Brille benachrichtigte. Er dachte an sie und an niemand anderen. Er wollte schreien, daß er niemand anderen neben sich ertrage. Aber er stellte entsetzt fest, daß er nicht sprechen konnte. Er blickte Marie-Claude mit grenzenlosem Haß an und wollte sich wegrehen zur Wand. Aber er konnte seinen Körper nicht bewegen. Er versuchte, den Kopf wegzudrehen. Doch auch mit dem Kopf konnte er keine Bewegung machen. Er schloß die Augen, um Marie-Claude nicht zu sehen.

## 27.

Der tote Franz gehört nun endlich seiner rechtmäßigen Ehefrau, wie er ihr nie zuvor gehört hat. Marie-Claude bestimmt alles, sie übernimmt die Organisation des Begräbnisses, sie verschickt die Todesanzeigen, sie kauft die Kränze, sie läßt sich ein schwarzes Kleid schneiden, das in Wirklichkeit ein Hochzeitskleid ist. Ja, erst das Begräbnis des Gatten ist für die Gattin die wahre Hochzeit! Die Krönung ihres Lebens, der Lohn für all ihr Leiden!

Der Pfarrer ist sich dessen durchaus bewußt, und er redet am Grab von ehelicher Treue und Liebe, die durch viele Prüfungen habe gehen müssen, und doch für den Dahingegangenen bis zum Ende seines Lebens ein sicherer Hafen geblieben sei, in den er in seiner letzten Stunde habe zurückkehren können. Auch ein Kollege von Franz, den Marie-Claude gebeten hatte, am Sarg einige Worte zu sprechen, erwies vor allem der tapferen Ehefrau des Verstorbenen seine Verehrung.

Das Mädchen mit der großen Brille hielt sich, von einer Freundin gestützt, im Hintergrund. Sie hatte so viele Tränen unterdrückt und

so viele Tabletten geschluckt, daß sie noch vor Ende der Zeremonie von Krämpfen überwältigt wurde. Sie krümmte sich, hielt sich den Bauch und mußte von der Freundin aus dem Friedhof geführt werden.

## 28.

Als er vom Vorsitzenden der Genossenschaft das Telegramm erhielt, setzte er sich sofort auf sein Motorrad und fuhr los. Er kümmerte sich um das Begräbnis. Auf dem Grabstein ließ er unter dem Namen seines Vaters die Inschrift einmeißeln: *Er wollte das Reich Gottes auf Erden.*

Er wußte, daß sein Vater diese Worte niemals gebraucht hätte. Aber er war sicher, daß die Inschrift genau das zum Ausdruck brachte, was sein Vater gewollt hatte. Das Reich Gottes bedeutet Gerechtigkeit. Tomas sehnte sich nach einer Welt, in der Gerechtigkeit herrschte. Hat Simon nicht das Recht, das Leben seines Vaters mit seinen eigenen Worten auszudrücken? Das ist doch seit undenklichen Zeiten das Recht aller Hinterbliebenen!

*Rückkehr nach langem Irrweg* steht auf dem Grabstein von Franz. Man kann diese Inschrift als religiöses Symbol verstehen: der Irrweg des irdischen Lebens, die Rückkehr in die Arme Gottes. Eingeweihte wissen jedoch, daß dieser Satz auch einen sehr profanen Sinn hat. Marie-Claude redet übrigens jeden Tag davon:

Franz, ihr guter goldiger Franz, hat die Krise seiner fünfzig Jahre nicht aushalten können. Einem armen Mädchen ist er in die Fänge geraten! Sie war nicht einmal hübsch. (Habt ihr diese riesige Brille gesehen, hinter der man sie kaum erkennen konnte?) Aber Fünfzigjährige (das weiß man ja) verkaufen ihre Seele für ein Stück junges Fleisch. Nur die eigene Frau kann wissen, wie sehr er darunter gelitten hat! Es war für ihn eine große moralische Qual! Weil Franz im Grunde seines Herzens gut und ehrlich war. Wie ließe sich diese unsinnige, verzweifelte Reise ins hinterste Asien sonst erklären? Er ist dorthin gefahren, um in den Tod zu gehen. Ja, Marie-Claude weiß es genau: Franz hat absichtlich den Tod gesucht. In den letzten Tagen, als er im Sterben lag und keinen Grund mehr hatte zu lügen, da wollte er nur noch sie

sehen. Er konnte nicht sprechen, aber er sagte ihr mit Blicken Dank. Seine Augen baten sie um Verzeihung. Und sie hat ihm verziehen.

## 29.

Was ist von den sterbenden Menschen in Kambodscha geblieben?

Ein großes Foto von einer amerikanischen Filmdiva, die ein asiatisches Kind in den Armen hält.

Was ist von Tomas geblieben?

Eine Inschrift: Er wollte das Reich Gottes auf Erden.

Was ist von Beethoven geblieben?

Ein mürrischer Mann mit einer unglaublichen Mähne, der mit tiefer Stimme sagt: »Es muß sein!«

Was ist von Franz geblieben?

Eine Inschrift: Rückkehr nach langem Irrweg.

Und so weiter und so fort. Noch bevor man uns vergessen wird, werden wir in Kitsch verwandelt. Der Kitsch ist die Umsteigestation zwischen dem Sein und dem Vergessen.